Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 34

Artikel: Von stiller Gewalt [Fortsetzung]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644273

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
den 20. August
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Dämmerung.

Von U. W. Züricher.

Der Tag verdämmert um mich her;
Die Berge stehn so ernst und schwer;
Durch alter Bäume dunkle Kraft
Da wispert's und flüstert's geisterhaft.

Was ist mein Ziel? was ist mein Tun?
Wann müssen meine Hände ruhn?
Wann sinkt in Dämmerung und Nacht
Das Herz, das heiß im Sturm gewacht?

Was ungeformt und ungesagt
Mir drohend an der Seele nagt,
Kann ich's wohl noch als Lebenssaat
Aussäen, bevor das Dunkel naht?

Durch stille Weite raunt's mir zu:
O Wanderer, was träumest du?
Was liegt an dir im großen Sein?
Die Welt ist weit. Ergib dich drein.

Auch ohne dich wächst Geistessaat;
Auch ohne dich reift Mannestat.
Du bist vom grenzenlosen All
Doch nur ein kleinster Widerhall.

Und wieder rauscht's durchs dunkle Laub.
Es bläst der Wind: Der Mensch ist Staub.
Und wie die Wolke kommt und geht,
Fährt er dahin; die Spur verweht.

Was liegt an dir? — Und doch und doch —
Weit über Tod und Schicksalsjoch
Strebt wie ein ewiges Gebet
Etwas in dir, das nie vergeht.

Nenn's Hochmut nicht, wenn hochgemut
Du einem letzten Lebensgut
Ergeben dienend glaubst zu nahn,
Getrost auf rätseldunkler Bahn.

Von stiller Gewalt.

Von Frieda Schmid-Marti. 2

Im Frühling sind es der gelbe Löwenzahn und die Margritli, das Wiesenschaumkraut und die Kuckucksnelken, die betrübt ihre Köpflein hängen lassen, wenn Franz Gurtner wieder einmal ihr Blumenleben zertrat. Im Sommer die großen weißen Sterne der Margriten und die Wiesensalbei, deren Sommerfreude der schwere Schuh verdarb. Das Weglein mitten durch die Wiese ist nur schmal, aber es sind darob viel Blumen nicht zum Blühen gekommen, — und ein Herz zu keiner Freude. Franz ist nie lang im Wirtshaus. Und schafft nachher wieder wie ein Ochs im Strick. Aber er geht häufig. Geht heimlich noch mehr, wenn Annebäbeli den „vergeßlicherweise abgezogenen Kellerschlüssel" in der Tasche nachträgt. —

Frau Gurtner weiß wohl, wie oft ihr Mann das Weglein geht. Aber sie sagt nichts, weil sie weiß, daß es nichts nützt. Es gab eine Zeit, in den ersten Jahren ihrer Ehe war's, da wehrte sich Annebäbeli heldenmütig und wollte mit hinreißenden Worten ihren Mann überzeugen, daß es nicht gut sei, das Wirtshausgeläuf —. Aber einmal sagte ihr der Franz mit höhnender Geringschätzung: „Annebäbeli, ich weiß sehr gut wie der Wein ist, und wie es im Wirtshaus aussieht —, aber es nimmt mich immer neu wieder wunder. Also spare deine Predigt." — — Oft wird er grob. Und sagt böse Worte. — Es geschieht dann, daß die Frau nichts darauf sagt. — Oder auch nur mit erstickter Stimme jene zwei Worte „Ach Franz!" — und sonst nichts. Da schweigt der Gurtner. — —

An einem Tag in der Woche zieht Franz Gurtner einen vollständig andern Menschen an. Innerlich und äußerlich. Das ist am Sonntag. Da ist er früh am Morgen, und wenn er in Stall und Tenne seine Arbeit getan hat, nimmt er noch einmal den harten Reisigbesen und säubert die schön gewischte Dorfstraße von den letzten Spuren der heimwärts fahrenden Graswagen. Er selbst schafft in der Sonntagsfrühe kein Hälmchen Gras ins Haus. Das tut er am Samstag abend. Wenn gar eine Kuh die saubere Straße beschmutzt und vergißt, daß Sonntag ist —, da kann der Franz grimmig und mit langen Schritten um die

Ecke schießen und den Unfug mit Schaufel und Besen beseitigen.

Wenn aber die Kirchenglocken zu läuten anfangen, wenn der volle Akkord so schön und friedlich in den Feiertag schwingt, dann schreitet Franz Gurtner zur Kirche. Er hat sein schönes halbleinenes Sonntagsgewand an. Das Annebäbeli hat ihm die Schuhe glänzend gewichst. Den Bart hat er glänzend gebürstet. Wie verwandelt ist der Franz. Sein derbes Wesen hat er abgestreift... Der Sonntag und sein Kirchgang haben mit dem Werktag nichts zu tun. Mit dem andern Gewand zieht er den andern Menschen an. Immer sitzt er am gleichen Plätzlein. Hört still und aufmerksam zu. Geht still und wortkarg aus der Kirche. Er spricht nie über das Gehörte. Nicht einmal mit seiner Frau pflegt er darüber einen Gedankenaustausch. Und doch verrät zuweilen ein hingeworfenes Wort, eine trockene Bemerkung, daß auch er über allerlei Tiefes, Ewiges nachdenkt. Ueber des Lebens Sinn und Ordnung. — Aber er gibt diesen Gedanken, wenn sie laut werden, eine derbe Form, ein klotziges Gepräge.

Franz Gurtner hat das Ehrenamt eines Kirchgemeindepräsidenten. Er tut sich in seinem Amt nicht hervor. Aber er kommt seiner Pflicht und Schuldigkeit nach. Eben jährte es sich, daß in der schönen, alten Kirche eine neue Orgel gebaut wurde. „Es wäre an Euch, Gurtner, an der Einweihungsfeier ein paar passende Worte zu sprechen, und das Werk der Gemeinde zu übergeben", sagte der Pfarrer zu ihm. „Das will ich, Herr Pfarrer", entgegnete Franz Gurtner. Und er tat es denn auch. Der Festtag kam. Nach dem feierlichen Choral und dem erhebenden Vortrag auf der neuen Orgel erhob er seine reckenhafte Gestalt. Schwer und dröhnend schritt er zum Taufstein. Frei erhobenen Hauptes stand er. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, umfaßte er mit den Augen die ganze Gemeinde. „Wie ihr wißt, haben wir eine neue Orgel bekommen. Ich übergebe sie hiermit der Gemeinde. Ich bin kein Redner — und habe geschlossen." Damit wandte er sich, und ging mit langen Schritten hinüber zu seiner Bank. — Das war keine schwungvolle Rede, keine, die in flammender Begeisterung mitriß... Dem Wortlaut nach war ja zwar alles gesagt. Und mehr hatte von Franz Gurtner niemand erwartet. Er und seine Rede waren eins. Er gab ihr sein Gepräge. Und sie offenbarte seine Art...

Es ist zur Zeit der Heuernte. Schwer und schwank rattern am Nachmittag die Heufuder ins Dorf. Sengend liegt die Sonne schon in der Morgenfrühe über den Matten. Schwül brütet der Tag. Täglich ballen sich gegen den Mittag drohend die finstern Wolken. Täglich stürzen Gewitter wie Sturzbäche hernieder. Schwer und betäubend duftet nachts das frisch eingeführte Heu. Das unbeständige Wetter macht die Heuernte zu einer mühevollen Arbeit. Annebäbeli Gurtner ist alle Abend zum Umsinken müde. „Noch zwei Tage", denkt die Frau, wie sie im Langmoos mit der Magd in der brütenden Schwüle das Heu in lange Walmen gabelt. Eilig schaffen die Frauen. Der Schweiß rinnt Annebäbeli von der Stirn. Der feste Wille zur harten Arbeit strafft ihren schmalen Rücken. — Ab und zu spähen ihre Augen ängstlich nach der Wolkenwand drüben. Sie wächst langsam und stetig über den hohen Tannen... Wiederum schaut Frau Gurtner nach der waldgesäumten Straße, ob der Franz bald mit dem Wagen käme... Wieder schafft sie. Und horcht! — Nichts. Alles ist still. Annebäbeli wird unruhig. Wenn doch der Franz heute wieder —. Aber nein, heute nicht! Bei dem drohenden Gewitter! Bei der vielen Arbeit! — Nein. — Aber der „Sternen" im Winkel der Dorfstraße. Daran fährt der Franz vorbei mit den rasselnden Heuwagen... Ja —. Höher wächst die Wolkenwand...

Der Wind erhebt sich... Da endlich, — in der Ferne Wagengerassel, — Peitschenknallen. — — Jetzt biegt der Franz um die Ecke. Das Pferd kommt im Galopp. Der Schaum trieft ihm aus dem Munde. Die Kuh hängt keuchend im Strick und hat über dem Leib Striemen wie Narben. Franz lacht sein herzloses Lachen: „Gelt, Annebäbeli, jetzt hast wieder geangstet... Und wieder vergeblich, ha ha ha." Annebäbeli schaut ihm in die Augen mit einem so flehenden Blick — so erbarmungswürdig. — Da verstummt das rohe Lachen.

Im Nu ist das Fuder geladen. Gurtners nervige Arme umspannen wahre Berge von Heu. Wie im Spiel legt er sie zurecht auf dem Wagen. Kunstgerecht türmt er das Fuder und redet kein Wort. Je höher die Wolke wächst, desto gewaltiger greift er zu und zwingt Schicht auf Schicht. Der Sturm orgelt und zaust große Büschel Heu vom Wagen. Er faucht daher wie ein grimmiger Feind und schlägt den Frauen die Schürzen über die Köpfe. — „Den Bindbaum", donnerte der Franz von der Höhe des Fuders hinab. Sie eilen und bringen ihn. Er schiebt ihn spielend in die Stütze. springt vom Wagen und zieht die Welle an, daß sie girrt und ruckt. Dann steckt er die Scheitel ein und greift zur Geisel. „Hü-o, hü-o" schreit er und greift hart dem Pferd in die Zügel... Vorsichtig fährt er aus den tief einschneidenden Geleisen. „Anhalten", brüllt er, wie das Fuder schwankt. — — Der Gottlieb stützt mit der Eisengabel. Die Tiere schießen in die Stricke. Und jetzt steht der Wagen auf fester Straße. Und jetzt geht die Fahrt schon dem Dorfe zu, wild und verwegen, wie nur der Gurtner fährt... Die ersten, schweren Tropfen fallen, wie Franz durch das Tor zur Einfahrt einbiegt.

Im oberen Stockwerk vom Gurtnerhaus fährt in der Wohnstube ein Flügelein auf. Ein weißer Frauenkopf reckt sich heraus. Die Augen decken zwei dunkle Brillengläser. Es ist Lisabeth, die fast erblindete Schwester von Annebäbeli Gurtner. „Franz, was ist für Zyt?", fragt sie den Schwager. „Was unter dem Zeiger Iyt", schnauzt der sie ab und stellt die Tiere in den Stall... Da kommen Annebäbeli und die Magd tropfnaß zum Hause.

Franz Gurtner liebt seine Schwägerin nicht. Sie hat mit den halbblinden Augen sein Weglein im Mätteli gesehen, hat ihm einmal ins Gewissen geredet... Aber potz Stock und Scheit, von so einem ledigen Frauenzimmer, das wenig und nichts sieht und mit seiner Nase doch überall herumschmökert, lasse er sich nichts gefallen, hat der Franz dem Lisabeth damals gesagt... Aber Lisabeth ist nicht erschrocken, trotzdem der Gurtner den Bart und die Faust schüttelte. „Hm, hm, glaub' ja nicht, daß ich dich fürchte, Franz", hat ihm die Schwägerin tapfer entgegnet. Sie ist stehen geblieben und hat ihm geradewegs ins Gesicht geschaut. — Da hat sich der Franz brummend verzogen... Aber einen stillen Aerger hat er seither auf die Lisabeth. Sie fragt ihn

häufig „Franz, was ist für Zyt?", aber er gibt ihr selten eine rechte Antwort.

Es ist Herbst. Farbig und froh lacht im letzten großen Rausch Annebäbelis Sommergarten, leuchten vom Blumenstäg auf der weißen Terrasse die feuerroten Buschen der Geranien. Wie sie, weiß keine die Blumen zu betreuen. Nie sieht man ein gilbendes Blatt, eine abgeblühte Dolde. Zwischen den feurigen Dolden lachen die weißen Sterne der Margriten und die blauen Aeuglein der Lobelien. Sie ordnet die Töpfe sorgsam nach den Farben der Blumen, mischt helle und dunkle Töne. Und dazwischen rankt ein üppiges, zartrieselndes Blattgewirr. Dem braunen Hause nach zieht sich eine lange Reihe sorgsam gepflegter Fuchsien in grün gestrichenen Kübeln. Annebäbeli hat eine eigene Art, die Blumen zu ordnen und es liegt in derselben ein eigentümlicher Reiz. Ueber allem liegt es wie ein lachender Maimorgen. Ihr Blumenreich ist ein Gedicht, das jeden Sommer neu und herzerfreuender wird. In ihm offenbart sich ihre Seele. Ihr Herz, das sich keinem Kinde schenken kann, wendet sich ganz den Blumen zu.

Drüben in der Hofstatt stehen die Obstbäume schwank und schwer, gesegnet mit hundertfältiger Frucht. Demütig geneigt tragen sie die goldene Last, die der Herbst ihnen in die Zweige hing. Täglich erklimmt Franz Gurtner, den schönen Hanfsack umgehängt, die Leiter, pflückt, und füllt Korb um Korb. Täglich kommt der Händler, die gefüllten Körbe zu holen. Viel Geld hat der Franz schon eingenommen. Aber es hat kein Bleiben bei ihm. „Wenn's der Herrgott einem im Schlaf wachsen läßt, warum soll man so knauserig tun, ha, ha, ha", lacht er und klimpert im Hosensack mit den Fünflibern. „Was man nicht in mühseligem Tagewerk errackern muß, darf man auch leichter ausgeben." Er schlägt mit der Hand sich klatschend aufs Knie.

„Franz, es tut dir gar nicht gut, das ewige Geläuf — hinüber —", sagt Annebäbeli und schaut ängstlich nach ihrem Mann, der eine Kiste Obst zunagelt. „Was, nicht gut", gibt er unwirsch zurück, und schlägt einen Nagel so tief und wuchtig, daß der Deckel splittert. „Weißt, was unser Aetti sagte: „Ghei um, wenn d' muesch — stand uf, wenn d' chasch" — (falle um, wenn du mußt — stehe auf, wenn du kannst), das ist auch meine Losung." — — Annebäbeli schweigt.

Es ist Jagdzeit. Drüben im „Sternen" im Hinterstübli bei Abendschoppen und Jägerlatein, bei Hasenpfeffer und gepfefferten Hasenwitzen, ist Kurzweil. Der Franz ist nicht Jäger. Aber er ist fast immer dabei. Im Mätteli stehen nur noch Herbstzeitlosen. Aber da, wo das Weglein läuft, und noch darüber hinaus, sind sie alle zertreten. — Oft wartet Annebäbeli bis spät in die Nacht auf ihren Mann. Und noch eine im Dorfe wartet mit ihr. Bei seinem Trüpplein schlafender Kinder strickt das Wagner Lisi abends bis tief in die Nacht, und wartet auf den Peter. Es strickt, nickt, und schläft ein wenig, fährt auf, geht eilig ans Fenster und horcht in die Nacht... Alles ist still. Nur drüben, schräg im Winkel, glotzen drei helle Fenster in die Finsternis. Dort ist die Sternengaststube. Von dort schlägt zuweilen, wenn man horcht, ein gedämpfter Lärm in die Nacht. Wieder lismet das Wagner Lisi mit schmal verkniffenem Munde. Hässig klappern die Nadeln. — Auf einmal gähnt es, wirft die Arbeit hin und geht mit starken Schritten in die Kammer. Bald ist es dunkel. Aber die Finsternis macht sein Herz nicht leichter und der Schlaf flieht die müden Augen. Ein Seufzer zittert durch die Nacht.

Jenseits der Dorfstraße, bei Gurtners, ist zuweilen auch ein Fenster hell. Und dann wieder sticht das Haus schwarz in die Nacht. Hell wird das Fenster, wenn Annebäbeli nach der Uhr sieht... Dunkel wird es, wenn sie aus dem Bett schlüpft und in die Nacht horcht... Mit angehaltenem Atem horcht... Aber es schlagen keine genagelten Schuhe auf an der Steintreppe beim Sternen... Der fröhliche Zecher findet sich nicht heim. Hier nicht und drüben bei Wagners auch nicht. Wie ein endloses, dunkles Band zieht sich die Dorfstraße im Regenraunen. Die Verlassenheit wächst von der Straße und füllt das Gurtnerhaus, füllt Annebäbelis Stube — und sein Herz. Es dünkt die nächtliche Horcherin, auf den Weg vom Gurtnerhaus bis zum Sternen könne nie mehr des Tages Helle und das Licht der Sonne blitzen... Ping, ping tropft leise der Regen... oder sind's die Tränen einer Einsamen?...

Da schlägt es vom nahen Kirchturm zwei Uhr. Hart und laut klopft plötzlich Annebäbelis Herz. Und wächst und füllt seine Brust. — Wieder horcht die Frau in die sternen- — Sprang nicht ein Riegel zurück? — Und jetzt, unter der Tür steht wer? — Ja, es ist das Wagner Lisi. In der Nachthaube, nur im Gloschli und in den Finken. Im Nu ist Annebäbeli in den Kleidern und draußen... „Ist's dich, Lisebeth", ruft sie in gedämpftem Ton hinüber. „Ja Bäbeli", kommt es rauh zurück, „und jetzt gehe ich meinem heimzünden, wenn er den Weg nicht mehr findet"... Dem Wagner Lisi seine Stimme überschlägt sich zitternd im Aerger. „Wart", sagt Annebäbeli, „der Franz ist auch nicht da —, jetzt komme ich auch einmal mit dir..." Irgendwie wird es der Gurtnerin leichter, weil noch eine ihr Los trägt. — Die beiden nächtlichen Gestalten huschen durch die Gasse. Wie ein Spuk ist es zu schauen. Die eine trägt ihr Herzeleid stumm. Die andere in verbissenem Groll. Der einen Mund schließt der Trotz. Der andern Augen stehen in Tränen...

Leise nähern sie sich dem „Sternen" und gehen, das Wagner Lisi voran, die Treppe hinauf. Es späht durch die erleuchteten Fenster und haucht ein wenig an die Scheiben. Dann reibt es einen klaren runden Flecken... Zag und schüchtern steht Annebäbeli hinter ihm, wie ein ertappter Dieb. Wie wenn es auf unrechten Wegen ginge... Man merkt es ihm an: es ist der erste saure Gang, den es getan, um den Franz vom nächtlichen Gelage heimzuholen. Lisebeth Wagner weiß besser Bescheid... Durch die dünnen Vorhängli sieht die Frau, wie der Peter eben auf einem Stuhl steht. Er singt: „Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt..." Er schlägt sich selber mit beiden Armen den Takt dazu. Die frohe Laune und der Wein reden deutlich aus seinem erhitzten Gesicht. Die andern sitzen im Kreise um ihn, mit aufgereckten Hälsen und singen laut und lärmend mit. „Esel", sagt draußen das Lisi. Jäh wendet es sich, faßt Annebäbeli bei der Hand und zieht sie nach. Hart greift es zu und läßt die Nachbarin nicht los.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Hüte dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerzungen die Frauen kränken.
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken. Paul Heyse.